

werden kann: Sie ist „gleichermaßen eine Disziplin und Profession, wobei beide im Verständnis einer Handlungswissenschaft und wissenschaftlich begründeten bzw. reflektierten Praxis konvergieren und auf ihre je eigene Art und Weise zur Entwicklung der [betrieblichen] Sozialen Arbeit beitragen“ (DGSA 2016, S. 2).

Ohne auf den Diskurs über Soziale Arbeit als Profession versus/und Beruf eingehen zu wollen (siehe dazu etwa Thole 2005), sei (wenn auch verkürzt) darauf verwiesen, dass sowohl die Soziale Arbeit als auch die BSA von einer langjährigen Diskussion geprägt sind, die die schwierige Abgrenzung zwischen Qualifikation, Tätigkeitsfeld und entsprechenden Anforderungen verdeutlicht. Mit Blick auf die BSA konstatiert ein Bericht zum „European Seminar on Personnel Social Work“ aus dem Jahr 1961 eher vage, dass für das Tätigkeitsfeld ein „basic training“ in der Sozialen Arbeit benötigt wird (Schröder 1961, S. 16). Ähnlich breit gefasst sind die Empfehlungen des Bundesfachverbandes (bbs 2009) sowie die Forderungen von Appelt (2013) und Bremmer (2017b), die sich für ein abgeschlossenes Hochschulstudium der Sozialarbeit/ Sozialpädagogik oder einer vergleichbaren Fachrichtung als Zugang zur BSA aussprechen. Dies geht einher mit den Kerncurricula fachwissenschaftlicher Organisationen wie jenem für das universitäre Hauptfachstudium Erziehungswissenschaft (mit möglichem Schwerpunkt Sozialpädagogik/Soziale Arbeit) der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE 2004) und dem Kerncurriculum für Bachelor- und Masterstudiengänge der Sozialen Arbeit der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA 2016). Sie stellen einen Standard für die „Vermittlung der wissenschaftlichen Grundlagen Sozialer Arbeit“ (ebd., S. 1) dar und formulieren zugleich einen „Rahmen [...], welche Studieninhalte in jedem Studiengang der Sozialen Arbeit vorkommen sollten“ (ebd.).

Darüber hinaus werden mehrjährige einschlägige berufspraktische Erfahrungen empfohlen und die Bedeutung von Weiterbildungen (Schröder 1961, Bremmer 2017b, bbs 2009) wird betont. Gestützt werden diese Empfehlungen durch empirische Untersuchungen, die den tatsächlichen Berufszugang untersuchen. So zeigt zum Beispiel Lau-Villinger (1994) in einer Untersuchung mit BSA-MA in 24 hessischen Unternehmen, dass der Zugang über sehr unterschiedliche formale Qualifikationen erfolgt, darunter – auf

Bettelarm

Soll ich bettelnden Menschen auf der Straße Geld geben? – Warum nicht?! So kurz und bündig lassen sich die 13 Tipps auf den Punkt bringen, die der Kölner Caritasverband zum Umgang mit Betteln und Armut zusammengestellt hat. Authentisch, lebensnah, aus den alltäglichen Erfahrungen der Straßensozialarbeit gewonnen.

Menschen, die anderen etwas geben, spenden wollen, stehen immer in der Versuchung, damit eigene Erwartungen und Haltungen zu verknüpfen. Dem setzt die Kölner Caritas in entwaffnender Klarheit die Perspektive des bettelnden Menschen entgegen. Was dieser mit dem Geld macht, müsse ihm selbst überlassen bleiben. Auch auf die Gefahr hin, dass es zum Kauf von Alkohol oder anderer Suchtmittel verwendet werde. Schließlich könne kalter Entzug auf der Straße lebensbedrohlich sein. Wenn man kein Geld geben möchte, könne man den Menschen stattdessen fragen, was er brauchen könnte. Vielleicht einen Einwegrasierer oder Socken. Dennoch sind Sachspenden der Caritas zufolge schlechter als Geldspenden: Was, wenn es der zehnte Kaffee oder das sechste Brötchen ist, die der bettelnde Mensch angeboten bekommt? Auch ein freundlicher Blick, ein Gruß oder ein paar Worte könnten eine Wertschätzung ausdrücken und mindestens so wertvoll sein wie eine im Vorbeigehen achtlos abgelegte Münze.

Das „stille Betteln“ ist in Deutschland seit 1974 erlaubt. „Aggressives“ Betteln kann dagegen als Nötigung geahndet werden. Die Caritas räumt in ihren Tipps das verbreitete Vorurteil beiseite, es gebe organisierte Bettelbanden aus Südosteuropa. Das seien allenfalls Einzelfälle. Menschen aus Südosteuropa betteln, weil sie keine Arbeit in ihrer Heimat finden. Sie sind auf das Betteln als Einkommen für ihre Familien angewiesen. Die bittere Armut und die Ausweglosigkeit in ihrem Heimatland zwingen sie dazu. Ihre starke Familien- und Gruppensolidarität führt dazu, dass sie sich gemeinsam auf die Reise machen, gemeinsam wohnen und das Betteln gemeinsam organisieren. Die Gleichsetzung von „organisiert“ mit „kriminell“ sei nicht haltbar. – Starke Tipps – im Netz ganz leicht zu finden.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de